

Zwischen Partizipation und Ausschließung

Nutzer*innen als (Nicht-)Beteiligte an Sozialer Arbeit in der Pandemie

Rebekka Streck

Einleitung

Der Begriff der Partizipation ist in Debatten Sozialer Arbeit omnipräsent. Als »Schlüsselbegriff« (Schnurr 2018: 631) prägt er theoretische wie empirische Arbeiten von Gemeinwesenarbeit bis Jugendhilfe. In Bezug auf die Veränderungen Sozialer Arbeit unter pandemischen Bedingungen, z.B. mit Blick auf die Infektionsschutzverordnungen, wurde bisher kaum diskutiert, ob und wie Adressat*innen mitentschieden, wie sich Soziale Arbeit den neuen Maßgaben stellt. Im Kontext der Betrachtung von sozialer Ungleichheit in der Pandemie sowie des Stellenwerts Sozialer Arbeit im sozialpolitischen Gefüge¹, lässt sich also auch fragen, wie sich ungleiche Möglichkeiten der Gestaltung Sozialer Arbeit darstellten. So möchte ich mit diesem Artikel Einblicke geben, wie Nutzer*innen Sozialer Arbeit die Veränderungen ihnen bekannter Angebote in Folge verschiedener Infektionsschutzverordnungen wahrgenommen haben. Hierzu werden Erzählungen von Veränderungen im Zuge der sog. Lockdowns, Teillockdowns oder Lockdowns lights bezogen auf die Frage analysiert, inwiefern Gelegenheiten der Partizipation eher geschlossen oder eröffnet wurden. Im Sinne eines kritischen Professionsverständnisses kann so weiterführend diskutiert werden, inwiefern das Agieren von Sozialarbeiter*innen dazu führte, dass Erfahrungen sozialer Ungleichheit verstärkt oder gemindert wurden.

1 Vergleiche bspw. zu beiden Aspekten auch zu den Begriffen »Systemrelevanz« oder »Systemveränderungsrelevanz« Beiträge in den Sammelbänden von Lutz/Steinhausen/Kniffki 2021a und 2021b.

1. Annäherungen an das Thema: (Re-)Aktionen Sozialer Arbeit in der Pandemie

Ausgangspunkt meiner Überlegungen zur Partizipation an Sozialer Arbeit in der Pandemie ist die Studie von van Rießen, Scholten und Funk (2020). Die Forscher*innen befragten von März 2020 an in einem zwei- bis vierwöchigen Rhythmus Fachkräfte aus verschiedenen Handlungsfeldern, wie sich ihre Arbeit veränderte. Insgesamt wurden 29 Organisationen in verschiedener Trägerschaft am Telefon interviewt. Als ein Ergebnis der Untersuchung unterscheiden van Rießen, Scholten und Funk (2020) drei Modi der (Re-)Aktion Sozialer Arbeit. Erstens reagierten Organisationen durch das »Aussetzen der Aufgaben und des methodischen Handelns« im Kontakt mit den Adressat*innen (vgl. ebd.: 405f.). Zweitens wurden Tätigkeiten modifiziert und Aufgaben sowie das methodische Handeln an die neue Situation angepasst (vgl. ebd.: 406f.). Und drittens berichteten die befragten Sozialarbeiter*innen, dass sie Aufgaben und methodisches Handeln erweiterten, bspw. um niedrigschwellige Anspracheformen, neue Zielgruppen oder um politisches Engagement (vgl. ebd.: 407). Die Autor*innen identifizieren drei Einflussfaktoren darauf, ob Angebote ausgesetzt, angepasst oder erweitert wurden. Zunächst variiert die Angebotsausgestaltung je nach zeitlicher Phase der Krisenbewältigung. Während einige Einrichtungen zunächst Angebote aussetzten, passten sie sich mit fortschreitender Zeit an die neue Situation an (vgl. ebd.: 405). Zweitens unterschieden sich die Reaktionsformen je nach »Intensität der Intervention« (ebd.: 404) bezogen auf den Eingriff in die Lebenswelt der Adressat*innen. So konnten beispielsweise stationäre Angebote schlicht nicht komplett ausgesetzt werden. Hier spielten auch Fragen hinein, für wie relevant die eigene Arbeit für die Nutzer*innen eingeschätzt wurde. Schließlich benennen die Forscher*innen das Professionsverständnis, das ihnen in den Interviews präsentiert wurde, als relevant für die Entscheidung, wie die Infektionsschutzverordnungen ausgelegt wurden. Beispielsweise diente der Verweis auf einen ethischen Berufskodex der Legitimation für die Fortsetzung und Erweiterung von Angeboten (vgl. ebd.: 405). Die Autor*innen schließen ihre Analyse mit der Bemerkung, dass ihnen in den Interviews keine Aussagen begegnet sind, die belegen, dass die Adressat*innen Sozialer Arbeit in die Frage ›Was nun?‹ eingebunden wurden. So zeige sich, »dass die Nutzer*innen bei der Entscheidung für eine bestimmte (Re-)Aktion der Ausrichtung nicht beteiligt sind; sie haben in keiner demokratischen Weise Einfluss auf die Aus-

gestaltung und erfahren sich so primär als Objekt des institutionell basierten professionellen Handelns« (ebd.: 408).

Auch die auf einer Online-Befragung von 1.867 Fachkräften basierende Studie von Meyer und Buschle (2020) verdeutlicht, dass ca. 40 % der Einrichtungen Sozialer Arbeit zeitweise nicht für Adressat*innen geöffnet waren (vgl. ebd.: 11). Die erschwerte Kontaktaufnahme wurde mehrheitlich von den Befragten kritisiert (vgl. ebd.: 15) und ging mit der Sorge um die Verschärfung der Lebenssituation der Adressat*innen einher (vgl. ebd.: 22). Neben der Frage der Erreichbarkeit thematisieren Meyer und Buschle (2020) die Ausstattung zum Einhalten der Hygienestandards sowie die Einschätzung der Fachkräfte bezüglich der gesellschaftlichen Anerkennung ihrer Arbeit. In dieser sehr früh durchgeführten Studie (April 2020) dokumentieren sich die thematischen Schwerpunkte der Debatte zu Sozialer Arbeit in der Pandemie: Es geht um die Sorge und die Erhebung einer verschärften Lebenslage von Adressat*innen Sozialer Arbeit einerseits und die Frage der sozialpolitischen Stellung Sozialer Arbeit andererseits (vgl. hierzu in verschiedenen Schattierungen Lutz/Steinhausen/Kniffki 2021a und 2021b). Soziale Arbeit erscheint aus beiden Analyseschwerpunkten als ›betroffen‹ von und kaum als Teil von sozialpolitischen Ordnungsmaßnahmen. Dieser Eindruck, dass die Corona-Pandemie und ihre Infektionsschutzverordnungen etwas der Sozialen Arbeit Äußerliches sind, ändert sich allerdings deutlich, wenn Adressat*innen zu ihren Erfahrungen mit Sozialer Arbeit in der Pandemie befragt werden. Aus dieser Perspektive werden Sozialarbeiter*innen zu Akteur*innen, die selbst Öffnungen und Schließungen vorgenommen haben².

Diese bis hierher – zugegebenermaßen sehr selektiv – dargestellten Forschungsergebnisse stehen im Widerspruch zur Bedeutung, die dem Begriff Partizipation in der Theoriebildung und in der Forschung Sozialer Arbeit gegeben wird und auf die ich im Folgenden eingehe.

2 Diese Unterscheidung wird sehr gut in dem Titel von Lutz/Steinhausen/Kniffki (2021b) deutlich, die nach Zumutungen *an* die Soziale Arbeit fragen; und weniger wie bspw. in dem Band von Aghamiri/Streck/van Rießen (2022) nach Zumutungen *der* Sozialen Arbeit für die Adressat*innen gefragt wird (vgl. auch Aghamiri/Streck/van Rießen 2021).

2. Partizipation – zwischen theoretischem Schlüsselkonzept und empirischen Widersprüchen

Die bis hierher dargestellte praktische und theoretische Leerstelle mag erstaunen, erscheint Partizipation als zentrales Konzept Sozialer Arbeit in theoretischen Debatten doch omnipräsent. Der Begriff spielt, wie Wagner (2017: 43) schreibt, »eine hegemoniale Rolle in den fachlichen Debatten zur Sozialen Arbeit«. Nach Thiersch, Grunwald und Köngeter (2010, S. 189) ist Partizipation als Handlungsmaxime »konstitutiv für die Praxis heutiger Sozialer Arbeit«. Für Dewe und Otto (2010: 204) ist sie als Grundlage eines reflexiven Professionsverständnisses dienstleistungstheoretische Notwendigkeit. Auch im Rahmen einer Konzeption Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession wird Partizipation als Kernelement Sozialer Arbeit verhandelt (vgl. Prasad 2018: 38f.). Für Kunstreich und May (2020) avanciert Partizipation zum zentralen Arbeitsprinzip »zur Praxis gemeinsamer Aufgabenbewältigung« (ebd.: 49) sowie es für Stork (2015) um die partizipative Haltung der Fachkräfte geht. Und in eher methodisch orientierten Publikationen werden Stufen von Partizipation analysiert (vgl. Straßburger/Rieger 2019).

Schnurr (2018: 633) fasst dementsprechend zusammen, dass Partizipation als »Mittel und Zweck des Handelns in der Sozialen Arbeit« gelte. Bezogen auf die Frage, was genau darunter zu fassen sei, bedienen sich Autor*innen zumeist weiterer Begrifflichkeiten wie Mitbestimmung, Mitentscheidung, Beteiligung, Teilnahme oder Teilhabe. So definiert Schnurr (2018: 633) den Begriff folgendermaßen: »Partizipation in vollem Sinne ist Teilnahme und Teilhabe an den sozialen, politischen und ökonomischen Prozessen einer Gesellschaft in Freiheit« (Schnurr 2018: 633). Er führt weiter aus, dass Teilnahme die »Mitwirkung an Prozessen der Aushandlung und Entscheidungsfindung im Vorfeld des Handelns von Parlamenten und Regierungen« sowie »in gesellschaftlichen Institutionen *außerhalb* des politischen Systems« bedeutet (vgl. ebd.: 634). Hingegen umfasse *Teilhabe* als breiteres Verständnis die Verfügbarkeit von Ressourcen und »Möglichkeiten zur Realisierung individueller Lebensentwürfe und zur Herausbildung von Subjektivität« (ebd.: 634). Diese Gleichzeitigkeit von aktiver Beteiligung an kollektiv bindenden Entscheidungsprozessen sowie deren Ermöglichung durch strukturelle Rahmenbedingungen sowie angemessener Ressourcenausstattung hebt auch Wagner (2017: 44f.) hervor. Schnurr (2018: 634, 635) stellt an verschiedenen Stellen heraus, dass Partizipation auch die Festlegung der Rahmenbedingungen Sozialer Arbeit umfasse. Dieses Partizipationsverständnis repräsentiert

sich in den oben erwähnten theoretischen Debattenbeiträgen, die Partizipation wahlweise als demokratiethoretische oder bildungstheoretische Notwendigkeit, der Sozialen Arbeit inhärenten methodischen Gegebenheit oder als vorbeugende Schutzfunktion für die Adressat*innen im Kontext asymmetrischer Machtverhältnisse fokussieren.

Ein Blick in empirische Studien zeigt jedoch, dass Partizipation in der Praxis Sozialer Arbeit nur gebrochen zu finden ist (vgl. bspw. Gerull 2019; Munsch 2005; Pluto 2007). So stellen auch Munsch und Müller (2021) im Hinblick auf ethnografische Studien heraus, dass sich Partizipation immer als ambivalentes Phänomen zeigt. Sie unterscheiden zwischen zwei Diskursen:

Zunächst relevant ist ein Diskurs, in dem es um die Herstellung von Beteiligungsmöglichkeiten und Umsetzung von Partizipationskonzeptionen geht. Diese Bemühungen und Praxen fassen sie mit dem Begriff »Partizipation als Programm« (Munsch/Müller 2021: 11) oder auch als »inszeniert und veranstaltet« (ebd.: 14). Insbesondere die Kopplungen partizipativer Elemente an definierte pädagogische oder therapeutische Ziele sowie zur Effizienzsteigerung oder Einhegung von Widerständen verweisen auf das der veranstalteten Partizipation innewohnende Spannungsverhältnis zwischen »Emanzipation und Herrschaft« (Wagner 2017: 45). Zudem sind diese Formate häufig »aus dem Alltag herausgehoben« (Munsch/Müller 2021: 15). Sozialarbeiter*innen nehmen hier eine eher moderierende, methodisch begleitende Rolle ein, wohingegen den Adressat*innen die Rolle der Bestimmenden oder Entscheidenden zugesprochen wird. Schließlich trete der Gegenstand, über den entschieden werden soll, in den entsprechenden methodisch orientierten Arbeiten hinter den Formaten zurück.

Den zweiten Diskursstrang machen Munsch und Müller (2021: 11) in Erörterungen aus, die stärker soziale Ungleichheit, Macht- und Herrschaftsverhältnisse und auch das Auftreten und den Umgang mit Dissens in den Vordergrund stellen. Hier sehen sie ein »erweitertes Partizipationsverständnis« (ebd.). »Der Begriff der Weite betont die Vielfalt der in Bezug auf Partizipation zu betrachtenden Aspekte; der Begriff der Offenheit betont, dass diese verschiedenen Aspekte nicht ein für alle Mal abschließend festgelegt werden können« (ebd.: 12). Aus diesem Blickwinkel geraten auch »eigensinnige Formen, in denen Adressat_innen sozialer Hilfen ihre Interessen artikulieren« (ebd.: 17) in den Blick. Partizipation werde in unterschiedlichsten Äußerungsformen »auch jenseits veranstalteter Formate und intendierter Zielsetzungen« erkennbar und zeige sich zugleich immer mit »widersprüchlichen Aspekten,

wie etwa soziale Ausschließung und Begrenzung« (ebd.: 12) verbunden³. Insbesondere aus der Perspektive der Nutzer*innen wird deutlich, dass Beteiligung und vor allem Einflussnahme oder Gehört-Werden in alltäglichen Interaktionen mit Sozialarbeiter*innen stattfinden oder verwehrt werden. Entsprechend eines solchen erweiterten Partizipationsverständnisses analysiere ich im Folgenden, inwiefern Nutzer*innen sich als Beteiligte an Sozialer Arbeit in der Pandemie erlebt haben.

3. Erzählungen von (Nicht-)Beteiligten an Sozialer Arbeit in der Pandemie

Die folgende Analyse basiert auf einer Studie, in deren Zentrum die Frage stand, wie Menschen, die Soziale Arbeit in Anspruch nehmen (müssen), die Pandemie erleben. Im Rahmen eines Lehr-Lern-Forschungsprojektes mit dem Titel »Die Perspektive von Adressat*innen Sozialer Arbeit auf die Pandemie«, dass ich im Wintersemester 2020–21 an der Evangelischen Hochschule Berlin anbot, führten Studierende insgesamt neun problemzentrierte Interviews (vgl. Witzel 2000) durch. Nutzer*innen von ganz unterschiedlichen Angeboten Sozialer Arbeit wurden zwischen Oktober 2020 und Januar 2021 befragt (bspw. offene Kinder- und Jugendarbeit, Psychosoziale Beratung, stationäre Jugendhilfe sowie Betreutes Wohnen für Erwachsene).⁴ Die vergleichende Auswertung in Anlehnung an die Grounded Theory Methodologie (vgl. Strauss/Corbin 1996; Charmaz 2006) verdeutlichte, dass sich die Schilderungen von Veränderungen Sozialer Arbeit vor allem in der Frage des Beteiligt-Seins an Entscheidungen bezogen auf die Umsetzung der Infektionsschutzmaßnahmen unterschieden⁵.

3 Vgl. zum Begriff »soziale Ausschließung« Steinert (2007).

4 Das was die folgenden Erzählungen zusammenhält und vergleichbar macht, ist das Erleben des Prozesses der Veränderungen von Sozialer Arbeit in Folge der Infektionsschutzverordnungen. Die Handlungsfelder, auf die sich diese Erzählungen beziehen, werden hier trotz ihrer Unterschiedlichkeit nicht genauer analysiert. »Unterschiedliche Partizipationsverhältnisse«, deren Einbezug in Analysen von Partizipationspraktiken von Munsch und Müller (2021: 30) zu Recht hervorgehoben werden, treten hier zugunsten einer Fokussierung auf den Gegenstand ›Veränderung Sozialer Arbeit in der Pandemie‹ in den Hintergrund.

5 vgl. zu anderen kontrastierenden Vergleichen auch Streck 2022a; 2022b

Insofern entstand in der Auseinandersetzung mit dem Material die diesem Artikel zugrundeliegende Frage, inwiefern sich aus der Perspektive von Nutzer*innen Gelegenheiten der Partizipation eröffneten oder schlossen. Hier geht es um subjektive Deutungen der Befragten und weniger um interaktive Aushandlungen von Beteiligungsmöglichkeiten (vgl. hierzu bspw. Munsch/Müller 2021).

In den folgenden Interviewsequenzen stellen sich die Erzählenden in unterschiedlichem Maße als Beteiligte bzw. Nicht-Beteiligte an Sozialer Arbeit in der Pandemie dar. Komplementär hierzu statten sie die Sozialarbeiter*innen mit entsprechender Entscheidungsmacht aus und sprechen ihnen Motive zu, diese auch einzusetzen. In der Analyse unterscheide ich Relationierungen zwischen Nutzer*innen und Sozialarbeiter*innen, die Gelegenheiten der Partizipation eher öffnen oder schließen. *Schließen* bezieht sich auf die (Un)Möglichkeit einer aushandelnden Kommunikation zwischen Nutzer*innen und Sozialarbeiter*innen, die letztlich in der Ausschließung aus Entscheidungen mündet. *Öffnen* heißt in diesem Zusammenhang, dass ein dialogischer Moment möglich wird, der gegebenenfalls in eine gemeinsame Praxis führt⁶.

3.1 Rationale (Aus-)Schließungen: »dann haben sie angefangen die Karten zu laminieren«

Timmy ist langjähriger Besucher eines Jugendclubs und wurde im Dezember 2020 von einer Studentin zu seinen dortigen Erfahrungen seit März 2020, d.h. seit Beginn des ersten Lockdowns, befragt. Timmy hat im Frühsommer 2020 sein Abitur abgelegt. In seinen Erzählungen stellt er vor allem die Veränderungen seiner Freizeitaktivitäten heraus. In einer längeren Erzählpassage wendet er sich den Einschränkungen der Nutzungsmöglichkeiten des Jugendclubs zu, den er bis dahin mehrmals in der Woche besuchte.

6 Während der Suche nach geeigneten Konzepten, um diese Unterschiede begrifflich zu fassen, inspirierte mich die Arbeit von Hußmann (2011: 518ff), der in einer umfassenden tiefenhermeneutischen Analyse von Narrationen von Jugendlichen zwischen den Relationsmustern »serielle Selbstbezogenheit«, »fortschreitende Schließung«, »bestätigende Öffnung« sowie »gemeinsame Aufgabenbewältigung« unterscheidet. Zudem setzte ich mich mit den Begriffen von Fritz (2021) auseinander. Sie entwickelte im Kontext der Analyse von Gruppengesprächen in der stationären Jugendhilfe die Unterscheidung zwischen einer rational-formalen Perspektive (vgl. ebd.: 38) der Fachkräfte auf Beteiligung und einer eher informellen Perspektive auf Beteiligung, die einer situativ-dynamischen Formation folgt (vgl. ebd.: 39ff.).

I: Was ist in dem Club passiert im Lockdown?

T: Ja, also wo die dann wieder offen hatten nach dem ersten Lockdown, also ich glaub erstmal also prinzipiell nicht von der Einrichtung, aber das ist ja auch nochmal so ein Grund gewesen, dass man gesagt hat ok jetzt ist schon Lockdown wir nehmen das alle ein bisschen ernster und dann mit dem Lockdown kamen ja auch die ersten größeren Maßnahmen, wie so irgendwie ok so drin machen wir nicht mehr. drin gar nicht, sondern nur draußen, da haben sie erstmal auch, also da fällt ja dann schon vieles weg. Ich weiß ja nicht, ob du schon mal da warst?

I: Nein. (Timmy, Dezember 2020)

Timmy beschreibt hier, dass mit Wiedereröffnung des Jugendclubs, nach der ersten Schließung im März 2020, die Räumlichkeiten für Besucher*innen gesperrt und das Geschehen nach außen verlagert wurde. Er legt den Verantwortlichen in den Mund: »Wir nehmen das alles ein bisschen ernster.« Er scheint diese Ernsthaftigkeit, die Durchsetzung der Hygieneregeln betreffend, nicht zu teilen. Denn zuvor führt er bereits an einigen Stellen aus, dass er die Infektionsgefahren und die daraus abgeleiteten Regeln zunächst nicht ernst genommen habe. Wer genau die entscheidungstragenden Akteur*innen – das »Wir« – sind, bleibt unklar. In der Erzählpassage nimmt das »Wir« die Funktion eines Apells ein, der nicht nur die Regelkonformität adressiert, sondern auch eine grundsätzliche Haltung dieser gegenüber vorwegnimmt. Das »Wir« umfasst eine Aufforderung an die Jugendlichen und setzt zugleich deren Zustimmung, die Vorgaben »ernster« zu nehmen, voraus.

Im weiteren Verlauf umschreibt Timmy die Folgen, die die eingeschränkte Nutzung der Räumlichkeiten hatte.

Aber Billard konnte man nicht mehr spielen, die haben da einen Billardtisch beispielweise man musste sich so also die haben so draußen so Stühle für draußen das sind so wie sagt man das die sind so ein bisschen geflochten so mit Plastik, ich weiß nicht das ist so ein Mittelding zwischen Gartenstuhl und Stuhl halt, ich weiß nicht komisch zu beschreiben, ich weiß nicht, aber man sitzt halt auf unüblichen Stühlen halt, weil sonst hat man immer auf der Couch gesessen oder auf einem Sessel, aber jetzt sitzt du halt auf dem Stuhl, der für draußen ist, so da kann es auch raufregnen, so weißt du wie Stühle halt so konzipiert sind, die für draußen sind und dann konnte man halt auch kein Billard mehr spielen. Ja viele Jugendliche kamen nur zum Bil-

lard spielen beispielsweise oder viele Jugendliche haben Billard gespielt ist ja auch wieder eine Aktivität, die wegfällt. Den Sportraum haben sie erstmal geschlossen gehabt, weil sie sich auch nicht sicher waren, was sind jetzt genau die Auflagen dafür, dass wir den Sportraum eröffnen dürfen und dann haben sie angefangen also erstmal war dann auch kein Karten spielen, wir spielen viel Karten dort vor allem A. und ich und ein anderer Kumpel und da also wir spielen da hauptsächlich Karten und dann hieß es erstmal: Nein, machen wir nicht mehr wegen Corona. (Timmy, Dezember 2020)

Timmys Erzählung kann als ein Prozess der Ausbreitung von Einschränkungen gelesen werden: »Billard konnte man nicht mehr spielen«, »den Sportraum haben sie erstmal geschlossen«, Kartenspielen, »nein machen wir nicht mehr«. Diese Schließungen begründet Timmy damit, dass die Entscheidungsträger*innen »sich auch nicht sicher waren« und auf diese Unsicherheit mit einer Durchsetzung von »größerer Maßnahmen« (im ersten Zitat) reagierten. Diese Einschränkungen entsprechen dem, was Timmy auch außerhalb des Jugendclubs erfährt, denn »auch wieder eine Aktivität, die wegfällt«. Das Einzige was bleibt, ist das Sitzen auf Stühlen draußen. Die »unüblichen Stühle« werden hier der gewohnten Couch als typischem Möbelstück offener Jugendarbeit entgegengestellt und symbolisieren eindringlich die Ausweisung aus dem sonst durch Gemütlichkeit und soziale Nähe geprägten Innenraum. Offene Jugendarbeit wird gewissermaßen entkernt, ihrer typischen Eigenschaften und Nutzungsmöglichkeiten beraubt.

Auch hier wird nicht gesagt, wer welche Entscheidungen trifft. Es ist ein »die« oder wenn es eine wörtliche Rede wie in »nein, machen wir nicht mehr wegen Corona« ist, ein »wir«, das die Jugendlichen miteinschließt. Dieses »die«, »sie« und »wir« der Entscheidungsträger*innen, steht einem unbestimmten »man« gegenüber, das sich an die festgelegten Einschränkungen hält. Die Passage setzt sich folgendermaßen fort.

[...] dann haben sie angefangen die Karten zu laminieren und dann haben wir mit laminierten Karten gespielt, was dann auch schwierig war, weil die dann nicht mehr genügend Laminierfolie hatten und dann hatten wir nur noch ein Skatset halt und jeder muss desinfizieren.

I: Habt ihr alle mitgemacht beim Laminieren?

T: Nein, weil ich bin auch der Meinung, dass die uns nicht das Laminiergerät anfassen lassen hätten (grinst) (Timmy, Dezember 2020)

Der Handlungsspielraum scheint sich zunehmend zu verengen. So wie die unüblichen Stühle steht dann auch das laminierte Skatset dem vorherigen größeren Kartenspiel gegenüber. Entsprechend der klaren Rollenzuweisungen: Die einen entscheiden, was noch vertretbar erscheint, und die anderen müssen sehen, was noch möglich ist. Da scheint es folgerichtig, dass auf die Frage, ob die Jugendlichen mitgemacht hätten beim Laminieren, ein klares »Nein« folgt. Und, dass das »die« vom »uns« auch im Handeln klar abgegrenzt ist. Soziale Arbeit in der Pandemie umschließt ein »Wir«, ohne die Jugendlichen als handelnde Akteur*innen miteinzubeziehen.

[...], dann konnten wir da halt mit Karten spielen, dann endlich wieder und dann jetzt wo es kälter wurde, sind wir dann auch manchmal reingegangen, da war alles abgesperrt auch und man konnte nur noch zum Toilette gehen rein und dann nur einer auf Toilette, immer ganz wichtig. Ja und jetzt wo es auch sehr viel kälter wird und auch schon kälter wurde vor dem ersten Lockdown, zweiten, da sitzen wir halt drin und da müssen wir ja auch drauf achten, dass man nicht nebeneinander sitzt und Abstand und, dies und das, und ja und das ist ja auch viel Platz, was da verloren geht und dann über zwei Tische von Tischende zu Tischende Karten spielen geht halt nicht, da muss man entweder Plätze tauschen oder sowas aber vor allem die jüngeren Jugendlichen hats jetzt getroffen, die jetzt grad so vierzehn werden, die New-Generation sage ich mal, das hat A. bestimmt auch erzählt, die sind ja komplett resistent, die halten sich ja an gar nichts. (Timmy, Dezember 2020)

Timmy setzt die Erzählung der Veränderungen im Jugendclub als Abfolge von Regeln, die das Handeln der Jugendlichen eingrenzt, fort. Zugleich zeigt sich hier deutlich seine Einstellung gegenüber diesem dynamischen Regelwerk. Mit den Zusätzen »immer ganz wichtig« und sie müssten auf »dies und das« achten, ironisiert er die Regeln. Widerstand wird nur von den jüngeren der »New-Generation«, wie Timmy sie nennt, praktiziert, die seien »komplett resistent, die halten sich ja an gar nichts«. An dieser Stelle treten die Jugendlichen erstmalig als Akteur*innen auf, während sie vorab allein als den Regeln Unterworfenen erscheinen. In den folgenden Passagen erzählt Timmy, dass die Jüngeren den Abstand nicht einhalten, wenn sie auf das Handy des anderen schauen oder wenn sie sich kabbeln. Er hebt hervor, dass das das »Anstrengendste« für die Betreuer*innen sei.

Jugendarbeit erscheint als Beschäftigungsangebot, das entkernt wird, wenn eben diese Aktivitäten nicht mehr möglich sind. Zugleich entspricht Soziale Arbeit hier dem Außen, das sich ebenfalls durch eine Einschränkung von

Aktivitätsmöglichkeiten kennzeichnet. Timmy als langjähriger und regelmäßiger Besucher des Jugendclubs erzählt von den Einschränkungen aus einer Beobachterposition. Diese zeigt sich erstens darin, dass er als Akteur nicht sichtbar wird. Er geht in unspezifischen Pronomen unter. Zweitens bewertet er durch ironisierende Zusätze die Hygieneregeln. Drittens erscheint er auch dann als Beobachter zwischen Betreuer*innen und Jugendlichen, wenn er das Verhalten der jüngeren Besucher*innen kommentiert und Verständnis für die Betreuer*innen äußert. Timmy stellt sich weder als an Entscheidungen Beteiligter, noch als eine Beteiligung Einfordernder dar. Als Chronist und Kommentator – ohne seine eigene Position im Gefüge zu gefährden – schildert er die Veränderungen als Schließungsprozess. Den Sozialarbeiter*innen spricht er insofern rationale Motive zu, als dass sie bei bestehender Unklarheit bezüglich der Auslegung der Regeln sich für eine konsequente Durchsetzung entscheiden, um formale Sicherheit herzustellen. Partizipation wird allein über Stören, Missachtung oder auch Ironisierung der Regeln möglich.

3.2 Irrationale (Aus-)Schließungen: »Sie haben die Termine nicht mehr einhalten wollen.«

Alan ist in seinen 30ern und muss zur Sicherstellung seiner Substitution die regelmäßige Psychosoziale Beratung (PSB) in Anspruch nehmen. Er berichtet im Interview von Einschränkungen der gewohnten sozialarbeiterischen Beratungssituation.

Ja! Ich hab... Zum Beispiel PSB, die wollte nicht mit zu meinem Arzt oder so was, weil sie Angst hatten und so, weil ja da vermehrt Junkies auf einem Haus sind und so! Und da ist die Gefahr größer! Was sich herausgestellt hat, dass es totaler Blödsinn ist und so. Ich habe jetzt die PSB, das ist die psychosoziale Beratung, die man haben muss und so, um in der Substitution dabei zu sein! [...] Die hatten sich abgeschottet, man dürfte das Büro nicht betreten und so. Man hat sich draußen getroffen. So eh... da geht es um wichtige Sachen wie Grundsicherung, Rente, Wohnung//sie beraten//ja, ja sollten, sollten beraten! Und das ist alles seit März flachgefallen//krass//und SIE haben die Termine nicht mehr einhalten wollen also direkten Kontakt gab es eh nicht, also nur noch telefonisch oder wirklich aus Entfernung. Das Büro direkt hat hat zugehabt, da war zwar ein Dienst da, aber man konnte nicht rein. Was mich schon eben schon ein bisschen ehm enttäuscht hat. Also weil in der Straßenbahn überall und so ist man dem Gleichen ausgesetzt und so, da kann man die Hygienedinge genauso einhalten, eigentlich noch besser,

in nem Büro, wo ich weiß, ja ich mache einen Termin mit jemandem und so. Und die waren so ee soo ee//ängstlich//ängstlich ja, ja die waren so verängstigt. (Alan, Oktober 2020)

Die Sozialarbeiter*innen werden hier als diejenigen dargestellt, die Angst haben. Diese Angst bestehe vor allem da, wo »Junkies« – als Fremdbezeichnung der Gruppe, zu der auch Alan sich zuordnet – »auf einem Haufen sind«. Diese Angst habe sich jedoch als »totaler Blödsinn« herausgestellt. Nichtsdestotrotz haben sich die Sozialarbeiter*innen »abgeschottet«, obwohl es eigentlich in den Beratungen um »wichtige Sachen« gehe. Auffällig ist, dass er betont, dass die Sozialarbeiter*innen die Termine nicht mehr einhalten »wollten«. Themen, deren Bedeutung in sozialarbeiterischer Beratung gemeinhin hervorgehoben wird, wie »Grundsicherung, Rente, Wohnung« können so nicht mehr bearbeitet werden. Das Einhalten von Terminen, ein zentrales Ziel vieler Hilfepläne, verliert an Bedeutung. Die im Kontakt zu Sozialarbeiter*innen unterstrichenen wichtigen Themen und die Zentralität zuverlässiger Gesprächstermine werden in der Pandemie aus Angst vor dem Virus vernachlässigt. Aus der Perspektive eines Menschen, der mit einer Hepatitisinfektion seit vielen Jahren lebt und auf die Nutzung von öffentlichem Nahverkehr angewiesen ist, scheint das unverhältnismäßig.

Alan bleibt in seinen Schilderungen sehr allgemein, so dass nicht ersichtlich ist, ob er wichtige Dinge durch die Einschränkungen nicht bearbeiten konnte. Die Passage gleicht eher einer verallgemeinernden Beobachtung. Weil die Bedeutung dieser Zwangsberatung, »die man haben muss und so, um in der Substitution dabei zu sein!« gemeinhin von den Sozialarbeiter*innen unterstrichen wird, ist dieser Rückzug zum eigenen Schutz für ihn enttäuschend, er entwertet die gemeinsame Arbeit. Hier besteht also eine Zwangsmaßnahme, die allein einseitig aufgekündigt werden darf. Alan weiß, dass wenn er Termine nicht einhält und »wichtige Sachen« nicht bearbeitet, er im Zweifel seinen PSB-Platz und damit auch seine Substitution verlieren könnte.

Alan zeigt sich so wie Timmy als Nicht-Beteiligter an Sozialer Arbeit in der Pandemie. Allerdings spricht er den Sozialarbeiter*innen weniger ein rationales Motiv zu (wir wissen nicht, was wir dürfen, also wählen wir weitreichendere Einschränkungen, damit wir nicht belangt werden können) als ein aus seiner Sicht irrationales Motiv: Nicht gerechtfertigte Angst vor einer Infektion. Sozialarbeiter*innen erscheinen hier als eine Gruppe, die sich aus Angst abgeschottet, die auf die eigene Sicherheit fokussiert, allein entscheidet, was geht

und was nicht geht. Alan hat lediglich die Möglichkeit sich diesen irrationalen Schließungen aus der Perspektive der Beobachtung und der Kommentierung zu nähern.

3.3 Situative Öffnung: »Wir haben überlegt, was wir für Schutzmaßnahmen einleiten können.«

Tom, ein Teenager, ist während der Pandemie in eine Einrichtung der stationären Jugendhilfe eingezogen. Auf die Frage, welche Veränderungen es in seiner Wohngruppe gegeben habe, erzählt er folgende Begebenheit.

Ja. Plötzlich kam der Verdacht, dass eine unserer Mitbewohnerinnen infiziert sei. Die wurde dann isoliert und wir saßen da alle an dem Tisch, so 10 Minuten. Und keiner hat sich gerührt. Wir haben überlegt, was wir für Schutzmaßnahmen einleiten können. [Seufzer] Währe jetzt aber auch blöd, weil plötzlich alle in Panik gerieten. Der eine »Oh Oh ich könnte mich anstecken.« Der andere: »Naja, könnte ja passieren.« Geht in die Nähe von ihr und die Erzieher, besser die Betreuerin, die hält ihn davon fern. Man sitzt weiter da und nichts passiert. Bis dann diejenige zu ihrem Zimmer geht. Und die Betreuerin zu einem Anruf geht, weil sie selbst nicht weiter wusste, wie es geht. Und ich sitz da und denke: »Jetzt wäre das blöd. Ich stehe in der Ausbildung. Wenn ich jetzt unter Verdacht stehe, dann bin ich jetzt sowas von am Arsch.« Ich hoffe natürlich, dass es natürlich nicht zu einem Ernstfall wird. Sondern vielleicht nur ein Fehlalarm. Dann kann ich weiter lernen. Und muss mich nicht damit begnügen, dass ich nächstes Jahr erst mit meiner Ausbildung anfangen kann. Wenn schon. (Tom, November 2020)

Angesprochen ist hier eine Situation, in der die Nutzer*innen in der Wohngruppe erfuhren, dass eine Mitbewohnerin infiziert sei. Dabei entstand ein Moment der Stille und der Ratlosigkeit, wie mit dieser Situation verfahren werden sollte. »Wir saßen da alle an dem Tisch, so 10 Minuten.« Tom erzählt von einem »wir«, das überlegt habe, welche Schutzmaßnahmen eingeleitet werden könnten. Er berichtet von Äußerungen seiner Mitbewohner*innen, von Ängsten aber auch pragmatischem Realismus. Er gibt Einblick in seine Überlegungen, was eine Infektion für ihn bedeutet. Die Betreuerin interveniert nur minimal, indem sie jemanden davon abhält, sich der infizierten Person zu nähern. Darüber hinaus ist sie Teil dieses, nicht-wissenden »Wir«, bis sie einen Anruf tätigt, um sich über Handlungsoptionen zu informieren.

Im Gegensatz zu den Erzählungen von Timmy und Alan entsteht in dieser ein Moment des gemeinsamen Überlegens jenseits von festgelegten Rollen und klaren Regeln. Dieser Moment eröffnet Reflexionen zur eigenen Betroffenheit. Entscheidungskompetenzen und Rollenunterscheidungen treten gegenüber einer zu bewältigenden Situation zurück. Die gemeinsame Bearbeitung eines Problems eröffnen »situativ-dynamische Formationen« (Fritz 2021: 41). Beteiligung und Mitentscheidung werden mit der Formulierung eigener Betroffenheit und Interessen möglich. Während zuvor Soziale Arbeit als rationale Regeldurchsetzerin oder verängstigte Zu-Schützende dargestellt wurde, ist sie hier Teil eines unwissenden Kollektivs.

3.4 Ermöglichende gemeinsame Praxis: »Hör' mal, was machen wa'n jetzt Mittwoch?«

Willi ist ungefähr 60 Jahre alt und lebt zum Zeitpunkt des Interviews in einer Trägerwohnung des Betreuten Wohnens. Auf die Frage, wie er die Veränderungen durch die Lockdowns erlebt hat, bezieht er sich auf ein wöchentliches Angebot des offenen Treffs des Trägers.

Über die ganzen Wochen auch eben des Lockdowns und ich hatte zum Beispiel jetzt für letzte Woche, wo der Lockdown-light ja eingeführt wurde montags, hat ich zum Beispiel den M. [Leiter der Einrichtung] mal angerufen ich sag »Hör' mal, was machen wa'n jetzt Mittwoch?«. Weil ich eigentlich immer da bin, er dat macht (unverständlich) und ich das sehr gut finde, dass wir uns auch immer so'n bisschen absprechen, und da war schon so »Ja ich mach 'n Eintopf, ich bring was zu Essen mit.« und »Ja und M. mach mal.« Das war die Woche davor schon überlegt worden. Und dann hab' ich Montag angerufen, ich sag »Wat machen wa'n jetzt mit [...] Machste's Café auf? Oder nicht? Weil Teil-Lockdown.« Da fand' ich dieses Gespräch mit ihm sehr gut, weil wir GEMEINSAM überlegt haben. Er eigentlich als der, der den Hut, sag' ich jetzt mal, auf hat, ich kann ja denken was ich will, das hat ihn ja nicht zu interessieren, aber es HAT ihn interessiert. (Willi, November 2020)

Willi beschreibt sich hier als denjenigen, der die Verhandlung darüber anstößt, ob das Café des Trägers des Betreuten Wohnens im sogenannten Teil-Lockdown auf macht oder nicht. In der Frage, die er hier formuliert, unterstreicht er das gemeinsame Problem, nämlich wie sie mit den neuen Infektionsschutzregeln umgehen. Er integriert seine Anfrage in die Erfahrung, dass sie ihr Vorgehen »immer so'n bisschen absprechen« und sich die Aufgaben für die nächs-

te Woche untereinander aufteilen. In dem Ausspruch: »Ja und M. mach mal.« unterstreicht er sich als mitentscheidenden Akteur, der Zustimmung zur Aufgabenverteilung signalisiert, sich jedoch der differenten Positionen im Klaren ist. Denn er fragt nach, stellt aber heraus, dass M. derjenige ist, der letztlich das Café aufmacht oder nicht. Willi weiß um die Besonderheit einer gemeinsamen Überlegung. Auch hier schafft der Moment der Unklarheit sowie das gemeinsame Projekt, einen Raum des Gehört-Werdens.

Wenn ich diese neuen Lockdown-Regeln runterbreche auf dieses, was es hier ist, gibt's keinen Grund zum Zumachen, so interpretiere ICH das. Es sind BEWOHNER der Einrichtung und damit hat sich für mich das Thema eigentlich grundlegend schon erledigt. Det ist kein Öffentliches, es ist für Bewohner und jemand anderes kommt ja auch nicht her. Und da meinte er zuerst ›ja‹. Er hat das auch runtergebrochen, aber sagt er ›Machen wa einfach mal auf‹. Ham wa und es waren ja nun auch 6, 7, 8 Leute da, 2 Mitarbeiter auch und det war also eigentlich 'n Erfolg, hat Spaß gemacht, hat mir persönlich was gebracht und den Leuten, die hier waren, waren 2 Neue hier, die ich so nicht kannte, trotzdem hat man sich toll unterhalten, auch über ›Wat macht das mit euch, wie, wo wat?‹ und det war eigentlich Hilfe zur Selbsthilfe untereinander. (Willi, November 2020)

Im weiteren Verlauf der Erzählung präsentiert Willi zunächst seine Interpretation der Hygieneregeln. Denen er durch ein »so interpretiere ICH das« Legitimität und durch »damit hat sich für mich das Thema eigentlich grundlegend schon erledigt« eine Klarheit zuspricht. Darauf reagiert M., indem er sich dazu entscheidet, das Café zu öffnen. Die Entscheidung stellt Willi als Erfolg dar, weil das Angebot angenommen wird, die Unterhaltungen anregend gewesen seien und man sich gegenseitig unterstützt habe. Im weiteren Verlauf des Interviews wird deutlich, dass in dem »man« sowohl Bewohner*innen als auch Sozialarbeiter*innen integriert sind. D.h. das Thema »Wat macht das mit Euch, wie, wo, wat?« wird rollenübergreifend besprochen.

In dieser Situationserzählung zeigt sich Beteiligung auf vier Ebenen. Erstens ergreift Willi die Initiative aufbauend auf bereits partizipativen Erfahrungen. Er wartet nicht, bis er gefragt wird, sondern fragt proaktiv nach und erwartet, dass das akzeptiert wird. Zweitens äußert er seine Interpretation der Lage und argumentiert damit für die Legitimität einer Öffnung. Er unterstreicht hier die Legitimität seiner Deutung der Situation. Drittens erfährt er, dass dieser entsprochen wird. Und schließlich entsteht viertens ein Ort des ge-

meinsamen Austauschs über Rollengrenzen hinweg. Soziale Arbeit erscheint als gemeinsame Praxis, die auf abgestimmten Entscheidungen beruht. Im Gegensatz zu den Erzählungen von Timmy und Alan, werden hier pandemiebezogenen Deutungsmuster der Nutzer*innen gehört und erhalten bezogen auf die Entscheidung, was zu tun ist, Relevanz. Zugleich treten wie in der Erzählung von Tom Rollenunterscheidungen gegenüber einer gleichsam Betroffenen zurück. Trotz bestehendem Machtunterschied bezogen auf die finale Entscheidung ermöglicht Soziale Arbeit Austausch vor dem Hintergrund von Unsicherheit durch den Bruch routinierter Rollenverteilung.

4. Zwischen Partizipation und Ausschließung – Handlungsunsicherheit als Möglichkeit gemeinsamer Praxis

Die hier vorgestellten Interviewausschnitte werfen einen Blick auf die Komplexität von erlebter Partizipation und erlebter Ausschließung, in der die Gleichzeitigkeit von Bedingungen und subjektiver Reflexion dieser deutlich werden. Partizipationsbestrebungen und -blockierungen jenseits von ›veranstalteter Partizipation‹ zeigen sich im Kontext alltäglicher Herausforderungen. Insofern ist Partizipation aus Nutzer*innenperspektive mehr als ›eine spezifische, nach bestimmten Regeln durchgeführte und moderierte Interaktionsform‹ (Munsch/Müller 2021: 14). Insbesondere in Krisensituationen, in denen solche moderierten Interaktionsformen nicht langfristig durchdacht und vorbereitet werden können, zeigen sich Möglichkeiten sowie Begrenzungen partizipativer Entscheidungsräume. So folgen Sozialarbeiter*innen – aus Sicht der Nutzer*innen – ordnungsrechtlichen Vorgaben, um sich von eigener fachlicher Entscheidungsnotwendigkeit zu entlasten oder um sich selbst zu schützen. Alternativ wird Partizipation dort möglich, wo sie Nicht-Wissen zulassen und dieses mit den Adressat*innen Sozialer Arbeit teilen. In einer Situation der Unklarheit für Sozialarbeiter*innen sowie Adressat*innen kann das Verbindende des gemeinsamen Ausgeliefert-Sein der Situation und letztlich die zu lösende Aufgabe: ›Was Nun?‹ in den Vordergrund treten. Demgegenüber kann das Trennende handlungsleitend werden, indem durch eine vermeintliche Klarheit unterstrichen wird, wer für sich eine Form von Sicherheit durch Regeln schaffen kann und wer eben diesen unterworfen ist. Insofern kann Soziale Arbeit soziale Ungleichheit bezogen auf die Gestaltung von Krisensituationen abschwächen oder verstärken.

Die Unterscheidung zwischen Schließungen und Öffnungen von Partizipationsgelegenheiten bietet hier eine mögliche Untersuchungsmatrix, um das dynamische Kontinuum erlebter Partizipation und Ausschließung in konkreten Situationen zu fassen. Die pandemischen Bedingungen, denen sich Soziale Arbeit ausgesetzt sieht, eröffnen beides: Entweder das Weitergeben selbst erlebter Einschränkungen der professionellen Handlungsmöglichkeit *oder* das Erkennen der Unsicherheit als gemeinsame Situation und damit die Gelegenheit einer Arbeit an deren Bewältigung, ohne die differenten Positionen zu verleugnen. Denn auch die Verhandlung verschiedener Perspektiven, die beispielsweise an verschiedene Rollenerwartungen und ungleich verteilte Ressourcen gebunden sind, können gegenseitige »Verständigungsprozesse« (Kunstreich/May 2020: 58) eröffnen und bieten damit vielleicht die Annäherung an Partizipation als Arbeitsprinzip Sozialer Arbeit (vgl. Kunstreich/May 2020).

Literatur

- Aghamiri, Kathrin/Streck, Rebekka/van Rießen, Anne (2021): »Einblicke in pandemische Alltags der Kinder- und Jugendhilfe oder Was macht eigentlich ›gute‹ Soziale Arbeit aus?«, in: FORUM für Kinder und Jugendliche, 3+4, S. 5–9.
- Aghamiri, Kathrin/Streck, Rebekka/van Rießen, Anne (Hg.) (2022): Alltag und Soziale Arbeit in der Corona-Pandemie. Einblicke in Perspektiven der Adressat*innen, Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Charmaz, Kathy (2006): Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis. Los Angeles u.a.: Sage.
- Dewe, Bernd/Otto, Hans-Uwe (2010): »Reflexive Sozialpädagogik«, in: Thole, Werner (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch, 3. überarb. und erw. Aufl., Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., S. 197–217.
- Fritz, Dayana (2021): »Nun sag, wie hast du's mit der Partizipation?« Das Spannungsfeld von Partizipation und Ausschließung als Gretchenfrage an die Heimerziehung, in: Widersprüche, 41, S. 33–45.
- Gerull, Susanne (2019): »Spaghetti oder Reis?« Partizipation in der Wohnungslosenhilfe«, Berlin: Schibri-Verlag.
- Hußmann, Marcus (2011): »Besondere Problemfälle« Sozialer Arbeit in der Reflexion von Hilfeadressaten aus jugendlichen Straßenszenen in Hamburg, Münster: MV Wissenschaft.

- Kunstreich, Timm/May Michael (2020): »Partizipation als Arbeitsprinzip – zur Praxis gemeinsamer Aufgabenbewältigung«, in: Widersprüche, 155, S. 49–62.
- Lutz, Ronald/Steinhausen, Jan/Kniffki, Johannes (Hg.) (2021a): Corona, Gesellschaft und Soziale Arbeit. Neue Perspektiven und Pfade, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Lutz, Ronald/Steinhausen, Jan/Kniffki, Johannes (Hg.) (2021b): Covid-19 – Zumutungen an die Soziale Arbeit: Praxisfelder, Herausforderungen und Perspektiven, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Meyer, Nikolaus/Buschle, Christina (2020): Soziale Arbeit in der Corona-Pandemie: Zwischen Überforderung und Marginalisierung/Empirische Trends und professionstheoretische Analysen zur Arbeitssituation im Lockdown. Erfurt: IUBH Internationale Hochschule, online: https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/68095/ssoar-2020-meyer_et_al-Soziale_Arbeit_in_der_Corona-Pandemie.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-2020-meyer_et_al-Soziale_Arbeit_in_der_Corona-Pandemie.pdf vom 28.05.2023.
- Munsch, Chantal (2005): Die Effektivitätsfalle. Bürgerschaftliches Engagement und Gemeinwesenarbeit zwischen Ergebnisorientierung und Lebensbewältigung, Hohengehren: Schneider Verlag.
- Munsch, Chantal/Müller, Falko (2021): »Jenseits der Intention. Ambivalenzen, Störungen und Ungleichheit mit Partizipation zusammendenken«, in: Falko Müller/Chantal Munsch (Hg.): Jenseits der Intention – Ethnografische Einblicke in Praktiken der Partizipation, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 10–36.
- Pluto, Liane (2007): Partizipation in den Hilfen zur Erziehung. Eine empirische Studie. München: Deutsches Jugendinstitut, online: https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/Vergriffene_Buecher_Open_Access/Dritte_Lieferung_cdo3_2/Pluto%20Partizipation%20in%20den%20Hilfen%20zur%20Erziehung.pdf vom 28.05.2023.
- Prasad, Nivedita (2018): »Soziale Arbeit – Eine umstrittene Menschenrechtsprofession«, in: Christian Spatscheck/Claudia Steckelberg (Hg.): Menschenrechte und Soziale Arbeit, Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 37–54.
- Schnurr, Stefan (2018): »Partizipation«, in: Gunther Graßhoff/Anna Renker/Wolfgang Schröer (Hg.): Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung, Wiesbaden: Springer VS, S. 631–648

- Steinert, Heinz (2007): »Sozialstaat und soziale Ausschließung«, in: Jürgen Mackert/Hans-Peter Müller (Hg.): *Moderne (Staats)Bürgerschaft. Nationale Staatsbürgerschaft und die Debatten der Citizenship Studies*, Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., S. 147–165.
- Stork, Remi (2015): »Mut zur Demokratie – Wie Partizipation in der Jugendhilfe gelingen kann!«, in: Hans-Ullrich Krause/Regina Rätz (Hg.): *Soziale Arbeit im Dialog gestalten*, Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 105–116.
- Straßburger, Gabe/Rieger, Judith (2019): »Bedeutung und Formen der Partizipation – Das Modell der Partizipationspyramide«, in: Dies. (Hg.): *Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe*, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 12–39.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): *Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Streck, Rebekka (2022a): »Ringend, Gestaltend, Distanzierend – Formen, die Pandemie zu begreifen«, in: Kathrin Aghamiri/Rebekka Streck/Anne van Rießen (Hg.) (2022): *Alltag und Soziale Arbeit in der Corona-Pandemie. Einblicke in Perspektiven der Adressat*innen*, Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 167–181.
- Streck, Rebekka (2022b): »Der ängstliche Blick der Anderen. Und wie sich einige Menschen in der Pandemie damit fortwährend arrangieren müssen«, in: Kathrin Aghamiri/Rebekka Streck/Anne van Rießen (Hg.) (2022): *Alltag und Soziale Arbeit in der Corona-Pandemie. Einblicke in Perspektiven der Adressat*innen*, Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 235–245.
- Thiersch, Hans/Grunwald, Klaus/Königter, Stefan (2010): »Lebensweltorientierte Soziale Arbeit«, in: Werner Thole (Hg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*, 3., überarbeitete und erweiterte Aufl., Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., S. 175–196.
- Van Rießen, Anne/Scholten, Lisa/Funk, Christian (2020): »Soziale Arbeit in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche«, in: *Soziale Arbeit*, 11, S. 402–409.
- Wagner, Thomas (2017): »Partizipation«, in: Fabian Kessler/Elke Kruse/Sabine Stövesand/Werner Thole (Hg.): *Soziale Arbeit – Kernthemen und Problemfelder*, Opladen/Toronto: Barbara Budrich, S. 43–51.
- Witzel, Andreas (2000). »Das problemzentrierte Interview [25 Absätze]«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 22, online: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228> vom 16.05.2021.

